

---

### Drey und zwanzigstes Kapitel.

Philipp III von Spanien, nebst Lerma und Calderona. Stillstand von Antwerpen. Oldenbarneveld. Moriz von Oranien. Arminius und Gomar. Die Holländer setzen sich auf den sundischen und moluckischen Inseln fest; auch verdrängen sie die Portugiesen aus China und Japan. Geschichte dieser Staecten. Die Moriscos werden aus Spanien vertrieben. Pulver- Verschwörung unter Jacob I. Commerzet, Jacobs Liebling.

---

Spanien und die vereinigten Niederlande treten schon unter denen auf, die bey den Vorspielen des dreyßigjährigen Krieges sich thätig zeigten. Beyde mischten sich in den jülichischen Erbstreit, und die Spanter volle

zogen das Urtheil gegen Aachen. Ihr König, Philipp III, bey dem Tode seines Vaters, Philipps II, \*) erst zwanzig Jahre alt, und in der Grammatik besser, als in der Politik, unterrichtet, fühlte so wenig Regierungseifer in sich, daß er die Leitung der Geschäfte seinem ersten Minister, dem Herzoge von Lerma, ganz überließ. Don Francisco de Moras, de Sandoval, Marquis von Denia, und hernach Herzog von Lerma, schaffte Philipps II Art der Staatsverwaltung, der an der Spitze eines Staatsrathes selbst regierte, zum Vergnügen seines Monarchen ab, und übernahm die Geschäfte ganz allein. Eigentlich war er aber nicht derjenige, der das Ruder der Regierung in den Händen hatte, sondern sein Günstling D. Rodrigo de Calderona, der Sohn eines armen Soldaten von Antwerpen, erst sein Page oder Bedienter, und hernach ein Graf, ein Ministergehilfe, der jährlich 100000 Kronenthaler Einkünfte zog. Dieser Calderona, ein stolzer, höchst anmaßlicher, die Gunst des

alle

\*) Theil X. S. 390.

allgewaltigen Verma mißbrauchender Mensch, war an der schlechten Staatswirthschaft, die dem Geldmangel durch die verwerflichsten Mittel abzuhelpfen suchte, hauptsächlich Ursache. Um in Ansehung der neuern Steuern, mit welchen man das Volk drückte, weniger Widerspruch zu erfahren, lud man (seit 1602) die beyden ersten Classen der Reichsstände, die Bischöfe und die weltlichen Herren, nur selten, nur in ganz außerordentlichen Fällen, zu einer Reichsversammlung, ein.

Das Bedürfniß des Geldes machte vornehmlich der Krieg in den Niederlanden recht fühlbar. Der Obergeneral Spinola, ein kluger Feldherr, der in zwey Feldzügen, ohne eine Schlacht zu liefern, aller Gegenbemühungen des Prinzen Moris ungeachtet, den niederländischen Staat in eine ziemlich große Verlegenheit versetzte, brauchte für seine Armee in jedem Monath 300000 Dublonen, die Verma, selbst mit Hülfe der amerikantischen Schätze, nicht aufzubringen vermochte. Die unbezahlten Soldaten wollten ihre Befriedigung durch einen Aufstand

erzwingen. Spinola gab daher seinem Könige den Rath, sich mit dem Besitze der zehn katholischen Provinzen zu begnügen. Lerma und Calderona fühlten das Gewicht dieses Rathes auch so gut, daß sie (1607) mit der neuen Republik Unterhandlungen anknüpften \*). Die Holländer hatten mehr als eine Ursache, diesen Unterhandlungen ein geneigtes Ohr zu leihen. Ihr Staat war bereits 26 Millionen Gulden schuldig. Daran waren die kostbaren, und doch fruchtlosen, Unternehmungen des Prinzen Moritz hauptsächlich Ursache. Man sehnte sich also nach dem Ende eines Krieges, der einen gar keinen Gewinn bringenden Aufwand verursachte; man sehnte sich nach demselben um so lebhafter, da die vereinigten Niederländer durch den Tod der Elisabeth eine mächtige Stütze verloren hatten; da Jacob I, der Nachfolger derselben, sie zum Frieden ermahnte; da dieser (1604) mit Spanien Frieden schloß. Die Generalstaaten bequerten sich daher (1607 am 24. April) einen Waffenstillstand mit dem Erzherzoge Al-

\*) Theil X, S. 400.

Albrecht, und der Infantin Isabella, einzugehen, der acht Monathe dauern sollte. Das erzherzogliche Paar erklärte bey der Gelegenheit die vereinigten Niederlande für einen freyen, unabhängigen Staat, auf welchen es keine Ansprüche hätte. Es machte sich zugleich verbindlich, in Zeit von drey Monaten es dahin zu bringen, daß der König von Spanien in alle Punkte dieses Vertrages, die ihn beträfen, einwilligen möchte. Allein dieser wollte die vereinigten Provinzen nur während der Waffenstillstandszeit für unabhängig anerkennen. Der Pensionär oder Minister der Provinz Holland, Johann Olden: Barneveld, damahls der wichtigste Rathgeber der vereinigten Provinzen, zu dessen vornehmsten Wünschen der Friede gehörte, begab sich selbst nach Frankreich, um Heinrich IV zur Uebernahme der Vermittlung zu bereden. Es glückte ihm auch. Heinrich übertrug diese Vermittlung dem Präsidenten Peter Jeannin, einem Meister in der schlaunen Unterhandlungskunst.

Eine Hauptschwierigkeit der Unterhandlungen machte jetzt der Handel nach Indien aus,

aus, weil die Holländer nun nicht mehr, wie vor zehn Jahren, unter dem Nahmen der Spanier und Portugiesen, ihre Geschäfte treiben, sondern vielmehr diesen Handel, in dessen Besitze sie sich besetzt hatten, als ihr Eigenthum betrachten wollten. Diesen Punct wollte man ihnen aber, von Seiten Spaniens, durchaus nicht zugestehen. Auch drang man auf die freye Religionsübung der Katholiken. Moritz trug, aus eigennütigen Absichten, wenigstens gar nichts zur Beförderung der Unterhandlungen bey. Desto mehr Thätigkeit aber bewies, von den Gesandten Jacobs I und der deutschen Fürsten unterstützt, Jean nin, der es auch glücklich dahin brachte, daß wenigstens ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Man zog dem förmlichen Frieden einen Stillstand vor, weil derselbe das Schicksal der Niederlande nicht so entscheidend bestimmte, weil man durch denselben zur Benutzung günstiger Aussichten Zeit gewann. Selbst Moritz arbeitete einem bloßen Stillstande weniger entgegen. Man durfte ja während desselben die Kriegsvorstüben gar nicht ruhen lassen. Spanien wollte,

zum

zum großen Mißvergnügen der Holländer, alle gar zu bestimmten Erklärungen vermeiden. Doch die Besorgniß der Holländer, Moritz möchte bey längerer Fortsetzung des Krieges für ihre Freyheit gefährlich werden, bewog endlich die Generalstaaten zur Unterzeichnung des Waffenstillstandes von Antwerpen, auf zwölf Jahre (1609 am 9ten April). Die freye Indiefahrt, die Spanien den Holländern nicht zugestehen wollte, wurde ihnen durch eine geheime Erklärung der vermittelnden Mächte zugesichert. So endigte sich der Krieg zwischen Spanien und den Niederlanden, nachdem er 40 Jahre ununterbrochen fortgedauert hatte.

Spanien verlor durch diesen Krieg sieben Provinzen, die das Geld, welches der ihrer Wiedereroberung wegen geführte Krieg gekostet hatte, freylich nicht werth waren; denn ihr blühender Zustand fieng sich erst von der Zeit an, da sie von der spanischen Monarchie sich losgerissen hatten. Die übrigen zehn Provinzen der Niederlande, die sich damahls unter der Herrschaft des Erzherzogs Albert und der Erzherzogin Isar

Isabella befanden, lebten in einem ziemlich glüklichen Zustande. Das liebenswürdigste Fürstenpaar, dessen Tugenden selbst ihren Feinden Bewunderung abnöthigten, bemüheten sich, von vortreflichen Rathgebern unterstützt, alle Hindernisse des Friedens zu besiegen, alle Folgen des Krieges zu entfernen. Durch ihre Fürsorge wurden in kurzer Zeit auf 300 Kirchen wieder hergestellt, wurde das Land mit neuen Einwohnern versehen, Ackerbau und Gewerbestand von neuem belebt. Allein der Handel, und die großen Fabriken, waren von den Spaniern auf immer verschleucht worden. Man hatte, nach der Einnahme von Antwerpen, nicht daran gedacht, die Schelde wieder zu öffnen. Schifffahrt und Handel zogen sich daher nach Holland, nach Amsterdam. Die neue Republik befestigte gleich in den ersten Jahren Lillo, welches den Eingang in die Schelde in ihre Gewalt brachte; auch versäumte sie es nicht, sich noch anderer Städte und Plätze am Meere zu versichern. Als Spanien sein Versehen endlich zu spät einsah, wurden seine Bemühungen, den Fehler zu verbessern, durch die Handelseifersucht der

der



der Engländer fruchtlos gemacht. Unter den vereinigten Provinzen war jedoch eigentlich Holland diejenige, welche von der Nachlässigkeit Spaniens den größten Vortheil zog. Ihre Bewohner, für welche die Natur Handlung und Schifffahrt zum einzigen Gewerbe bestimmt hatte, wurden bald so wohlhabend, daß sie, bey der Armuth der übrigen Provinzen, den Aufwand des Krieges fast allein bestreiten konnten.

Die Regierung der Provinz Holland, die, wegen ihrer Wichtigkeit, den gesammten vereinigten Niederlanden oft ihren Namen gab, befand sich damals in den Händen des Johann Olden ; Barnevelds, ihres Rathspensionärs. Dieser von einem berühmten altadelichem Hause in Oberyssel abstammende, vortrefliche Staatsmann, ehemals Pensionär von Rotterdam, zu vielen Gesandtschaften gebraucht, und sowohl von Heinrich IV, als von der Eltsabeth, besonders geachtet, war, als leidenschaftlicher Republikaner, der fürchtbarste Gegner des ehrgeizigen Prinzen Moriz, der es sehr bald vergaß, daß er ihm seine Erhebung zur

zur

zur höchsten Würde in dem neuen Frey-  
staate schuldig war. Moriz von Nassau,  
nachmaliger Prinz von Oranien, der jüngste  
Sohn aus der zweyten Ehe Wilhelms I,  
studierte, während der traurigen Lage seiner  
Familie wenig bekannt, zu Leyden, als ihn  
Olden ; Barneveld, als einen Jüngling von  
17 Jahren, den Generalsstaaten vorstellte,  
um ihn mit allen Ehren und Würden seines  
Vaters bekleiden zu lassen. Er war sein  
Lehrer, sein Führer. Der mit ausseror-  
dentlichen Fähigkeiten gebohrne Prinz über-  
traf alle Erwartung. Im Unglücke aufge-  
wachsen, wurde er der größte Mann seiner  
Zeit, der, selbst seinen Vater, wenigstens  
als Feldherr, verdunkelte, der durch seine  
Siege und Eroberungen der neuen Republik  
Festigkeit verlieh, dessen Tapferkeit und  
Waffenglück alle diejenigen, die als Gene-  
rale glänzen wollten, zu seiner Armee, als  
zur ersten Schule der Kriegskunst, hinlockte.  
Er war der Gegenstand der allgemeinen  
Achtung und Liebe des Volkes. Auf eben  
dieselbe aber baute sein feuriger Ehrgeiz den  
Plan der Oberherrschaft. Nachdem er den-  
selben lange im Verborgenen mit sich herum-

getragen hatte, entdeckte er ihn zuerst seiner Stiefmutter, Luise von Coligni, einer äußerst klugen Frau, deren Tugend und Standhaftigkeit manche Prüfung des Unglücks ausgehalten hatte, die Moritz in seinen wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zog. Luise machte ihn, mit der beredtesten Sorgfalt, auf das Gefährliche seines Planes aufmerksam, und theilte, als er ihn demungeachtet nicht aufgeben wollte, dem Minister Barneveld mit. Dieser wendete vergeblich alle Mühe an, um ihm die traurigen Folgen, denen ihn die Ausführung dieses Planes aussetzen könnte, recht lebhaft zu schildern. Allein Moritz gieng, nur zum Scheine, von seinem Plane, wieder ab. Er verstellte sich wie bisher, während daß er auf alles, was denselben befördern konnte, aufmerksam blieb. In dieser Rücksicht schienen ihm auch die damaligen Religionszänkereyen der Holländer wichtig.

Die Staaten von Holland hatten die weise Duldsamkeit bewiesen, allen Religionssecten innerhalb ihres Gebiethes eine Zursucht zu gestatten. Handelsintresse war  
das

das Band, von welchem sie alle umschlungen wurden. Seit dreyßig Jahren (seit 1582) hatte aber Calvins Lehre so viele Anhänger gefunden, daß man sie für die Religion des Staates hatte erklären müssen. Ihre republikantische Form, welche alle Hierarchie verbannte, und auf wenig gottesdienstliches Gepränge sich einschränkte, empfahl sie ganz besonders einem Freystaate. Doch wurden alle übrigen Secten geduldet. Männer, die zu Genf oder auf deutschen Universitäten, studiert hatten, verbreiteten die Grundsätze der Episcopalen, Presbyterianer, Puritaner, Lutheraner u. a. m.

So wenig der Staat, wenigstens im Anfange, auf die verschiedenen Secten aufmerksam zu seyn schien, so bedeutend wurden doch die Händel, die unter zwey Lehrern der Theologie zu Leyden entstanden. Jacob Arminius, von Oudenaarde, ein Zögling mehrerer hohen Schulen, ein feins gefitteter, einnehmender Mann, äusserte sich über verschiedene Grundsätze der Calvinisten, als über die Prädestination, über die Gnade Gottes, über die Erbsünde, und über den

freyen Willen, so freymüthig, daß er den strengen Reformirten ein papistischer Ketzer schien. Am lebhaftesten widersprach ihm Franz Gomar aus Brügge, der zu Straßburg und Heidelberg studirt hatte; ein finsterer, mürrischer, pedantischer, leidenschaftlicher Disputirer, der seinen Gegner geradezu verdammete. Ihre Uneinigkeith breitete sich auch unter ihren Zuhörern und Schülern. Endlich kam es dahin, daß man einander sowohl in den Hörsälen, als in ihrer Nähe, durchprügelte.

Arminius suchte seine Meynungen durch eine ausführliche Vorstellung an die Generalstaaten, eine sogenannte Remonstracion, zu rechtfertigen. Diese beantworteten die Gomaristen in einer Gegenremonstracion. So entstanden die Partheynahmen der Remonstranten und Contraremonstranten. Letzder nahmen die Generalstaaten, dem Rathe des weisen Barnevelds zuwider, an diesen theologischen Zänkereyen einen zu lebhaften Antheil. Arminius starb (1609); aber er hinterließ viele Verehrer. Gegen diese äusserte sich Gomar mit der unbarmherzigsten

sten Wuth. Für ihn erklärte sich die Geistlichkeit, und das gemeine Volk, während daß die Staatsbeamten, daß die Gelehrten, daß alle aufgeklärte Männer den Grundsätzen des Calvins ihren Beyfall gaben. Der Prinz Moriz trat auf die Seite der Gomaristen, weil er durch dieselben seinen ehrgeizigen Plan durchzusetzen hoffte, weil sein Hauptgegner Barneveld ein Verehrer des Arminius war. Er besetzte alle Stellen, die von ihm abhiengen, allmählig mit Gomaristen, ohne übrigens die Miene der Gleichgültigkeit aufzugeben. Diese wurden seitdem immer ungestümer, immer trotziger. Ihr Einfluß bewirkte, daß die größern Städte, als Amsterdam, Delft u. a. m. sich Kriegsvolk anschafften, um Gomars Meynungen mit Nachdruck behaupten zu können. Es kam bereits zu gewaltsamen Aufritten. Endlich beschloß die herrschende Parthey, den Ausgang des Streites durch eine Synode zu entscheiden. Diese wurde (1518 am 13. Nov.) zu Dordrecht gehalten. Es fanden sich zu derselben auch fremde protestantische Theologen aus der Pfalz, aus Hessen, aus der Schweiz, aus

Niedersachsen und Westphalen, ein. Man ahmte auf eine lächerliche Art die Gebräuche und die Verfahrungsweise der alten Kirchenversammlungen nach. Das Ende war die Verdammung von fünf Lehrsätzen des Arminius. Moritz zog hierauf, mit bewaffneter Mannschaft, von einer Stadt zur andern, um die arminisch gesinnten Magistratspersonen gegen andre zu vertauschen, um einige derselben in Verhaft zu bringen, oder ihnen gar ihre Aemter zu entziehen. Dieses gewaltsame Verfahren kostete dem Staate auf eine Million Gulden, und die Secte der Arminianer dauerte dennoch fort.

Moritz glaubte jetzt der Ausführung seines Planes um so näher zu seyn, jemehr sich Olden: Barneveld durch seine Ergebenheit für den Arminius bey der Geistlichkeit, und dem gemeinen Volke, verhaßt gemacht hatte. Er durfte es unter diesen Umständen wagen, den für sein Vaterland so rechtschaffen gesinnten, den um dasselbe so verdienten Mann, eines eigenmächtigen Verfahrens, eines Mißbrauchs des Ansehns seiner Staatswürde, zu beschuldigen. Einige vom  
nie:

niedrigen Pöbel, die man dazu erkaufte hatte, bezeugten, Barneveld habe das Vaterland an Spanien, und an die Papisten, verkauft. Die Prediger wendeten alle ihre Beredsamkeit an, um ihn, von der Kanzel herab, als einen Landesverräter darzustellen. Da nun der Prinz Moritz mit dem Militär auch die Macht des Staates in seiner Gewalt hatte, so konnte Olden: Barneveld seiner Nachsicht nicht entgehen. Der vorzrefliche Greis, dem man weiter nichts als einen zu unbiegsamen republikanischen Geist vorwerfen kann, wurde (1619 am 13 May) im 72sten Jahre seines Alters, auf einer von Soldaten umringten Bühne, enthauptet, und sein Leichnam vom Pöbel schrecklich gemißhandelt. Sein Freund Hugo von Groot, Stadtsyndicus zu Rotterdam, wurde zum ewigen Verhafte verurtheilt; aber er entging diesem traurigen Schicksale durch die List seiner Gattin, die ihn in einer Büchertiste aus seinem Gefängnisse herausbrachte.

Moritz sah nun seine Feinde entweder tod oder entkräftet. Dennoch wagte er es nicht;

nicht;



nicht, seinen Plan auszuführen. Das gemeine Volk, das vom Rausche der Leidenschaft nun wieder nüchtern war, fühlte das Eigennützig, das Nachsüchtige in dem Verfahren des Prinzen Moritz zu innig, als daß dieser nicht ein Gegenstand seines Hasses und Abscheues hätte werden sollen. Dieß gieng so weit, daß hier und da einer wohl gar nicht mehr den Hut vor ihm zog. Der Gram, den er über seine so schrecklich getrübten Aussichten empfand, tödtete ihn nach fünf Jahren (1625 April).

Seine Statthalterschaft war der Zeitpunkt, wo der niederländische Freystaat seiner Schiffahrt und seinem Handel einen größern Schwung gab; wo sich die emsigen Holländer vornehmlich auf den sundischen und moluckischen Inseln festsetzten; wo sie mit China und Japan in Handelsverhältnisse geriethen. Sie waren hier die Nachfolger der Portugiesen, die, als Unterthanen der Spanier, das Unglück hatten, von den Holländern als Feinde behandelt, und aus ihren reichen Besizungen in andern Erdtheils

theilen verdrängt zu werden \*). Zu diesen gehörten vornehmlich die südindischen Inseln Sumatra, Borneo, Java, um deren Entdeckung sich Barros verdient machte. Die Insel Sumatra, die sie schon im Jahre 1511 fanden, lieferte ihnen Zinn, Pfeffer, Sandelholz, Achatholz, und Kampfer. Der letztre hatte in Rücksicht der Güte selbst vor dem chinesischen den Vorzug. Mit der Insel Java wurden die Portugiesen (1513) zwey Jahre später bekannt. Borneo lernten sie erst zehn Jahre hernach (1523) kennen, und es wurde von ihnen weniger besucht. Die Philippinen, besonders Suluh und Luçon, entdeckten sie mit Sumatra zu einerley Zeit (1511). Die Molucken (von Molok d. i. das Vorzüglichste, das Vortreflichste) blieben ihnen nicht lange unbekannt. Die Insel Celebes wurde (1525) von Garcia Henriquez, Banda und Amboina (1611) von Anton d'Abreu entdeckt. Die Portugiesen fanden auch schon Neuguinea, das Land der Papuas.

Fast

\*) Theil IX. S. 183.

Fast alle diese an kostbaren Produkten, vornehmlich an Gewürzen, reichen Inseln wurden den Portugiesen von den Holländern, die ihnen Anfangs ihre Waaren nur abnahmen, völlig entziffen. Diese Erwerbung machte den eben so emsigen, als schlauen Holländern auch keine große Mühe. Die Portugiesen, die auf den Molucken, und auf den in der Nähe liegenden Inseln, Städte und Festungen hatten, machten sich bey den Landeseinwohnern durch ihr despotisches Verfahren, das sie bey der Eintreibung der Abgaben beobachteten, und durch den unbarmherzigen Bekehrungseifer ihrer Missionarien, so verhaßt, daß die Entfernung derselben zu ihren Lieblingswünschen gehören mußte. Die Portugiesen, in welchen das heiße Clima Muth und Entschlossenheit niedergedrückt zu haben schien, ließen die Holländer ungestört zwischen diesen Inseln hin und her fahren, ließen sie alle Küsten und Mündungen genau beobachten. Sie hatten aber auch von ihrem Hofe den Befehl, nur den Angriff zurückzutreiben.

Unter den inländischen Staaten auf diesen Inseln, welche von den Holländern von dem Sund (der Meerenge) zwischen Sumatra und Java, die Sundischen genennet wurden, verdiente das Königreich Jacatra auf der Insel Großjava die meiste Aufmerksamkeit. Die Hauptstadt durchfloß ein schöner Strom, dessen Mündung einen natürlichen Hafen bildete. Die Stadt, länger als breit, gleich einem Park mit einer niedrigen Mauer umgeben, enthielt einen unordentlich zusammengestellten Haufen von elenden Strohhütten. Selbst der königliche Pallast war von Schilfrohr gebaut und mit Stroh gedeckt. Die angebohrne Trägheit der Einwohner machte sie des Widerstandes unfähig; auch bestand die ganze Seemacht dieses Staates nur aus 4 Ruderschiffen, die eigentlich zum Pfefferverkaufe bestimmt waren. Dennoch benahmen sich die Holländer, als sie (1607) zum ersten Mal auf der Insel Java, im Königreiche Jacatra, landeten, so klug und vorsichtig, daß sie sich das volle Vertrauen des Königes erwarben. Sie kauften demselben nicht nur seinen ganzen Pfeffer-Vorrath ab, sondern  
 sie

sie machten ihm auch mit Dingen, die sie aus Europa mitgebracht hatten, und die öfters keinen bedeutenden Werth hatten, sehr angenehme Geschenke, sie zeigten sich außerordentlich geschäftig, ihm allerley Gefälligkeiten zu erweisen. Es würde unter diesen Umständen sehr unhöflich von dem Könige von Jacatra gewesen seyn, wenn er ihnen ihren Wunsch, in der Nähe seiner Hauptstadt ein Stück Land zu besitzen, hätte erschweren wollen. Sie bauten hier eine große Hütte, die sie durch eine Redoute befestigten, und Fort Nassau nannten. Mehr zu bauen, verhinderte sie der Mangel an Arbeitsleuten. In der Folge erwarben sie sich noch einen Landstrich, wo sie das Fort Moritz anlegten. Dieses war so nahe bey Jacatra, daß sie die Stadt nach ihrem Gefallen beschießen konnten. Jetzt legten sie die Maske der Freundschaft ab. Der König von Jacatra, und die Portugiesen sahen nun ihre Absicht, sich auf Java einen Hauptsitz zu verschaffen, lebhaft ein. Wenn die Javaner auch wenig Muth und Tapferkeit besäßen, so gab ihr treuloser, niederträchtiger und grausamer Charakter

ter

ter den Holländern doch zu mancher traurigen Erfahrung Gelegenheit. Jene wurden von den Portugiesen und Engländern mehr als ein Mahl zu Feindseligkeiten gereizt. Vorzüglich lebhaft war besonders ihr Angriff, den sie (1619) auf die Festungen Nassau und Moritz machten. Sie wurden dabey von den Engländern unterstützt, welche die Holländer aus dieser Gegend wieder zu vertreiben wünschten. Die Engländer bestürmten eine schlecht verwahrte Festung, die von nicht mehr als 240 Soldaten vertheidigt wurde, mit großem Geschütz; allein die braven Holländer griffen mit 17 Schiffen, und einiger frischen Mannschaft, die Engländer so entschlossen an, daß diese ihre Schiffe und Kanonen verlohren. Am folgenden Tage bemächtigten sie sich der Stadt Jacatra, die sie, weil der König derselben sich treulos bewiesen hatte, ganz dem Feuer Preis gaben. Sie verschafften hierauf ihren Besitzungen durch eine große Citadelle mehr Festigkeit; sie legten die nach dem ehemaligen Nahmen ihres Vaterlandes genennete Stadt Batavia an; eine regelmäßig gebaute, durch schöne Mauern und 18 Bastionen ver-

ver-

verwahrte, mit breiten, geraden Straßen und ansehnlichen Häusern angefüllte, von Kanälen und Alleen durchschnittene Stadt, mit einem bequemen Hafen. Die Zahl ihrer Einwohner wuchs sehr geschwinde durch die Holländer, die seit dem Waffenstillstande, theils durch Gewinnsucht, theils durch Abentheuerlust, theils durch Noth getrieben, Hafenweise nach Indien giengen. Die Holländer kauften hier die Gewürze, und andre kostbare Produkte, so wohlfeil ein; sie brauchten, ihrer Mäßigkeit wegen, auf ihren Seereisen so wenig Vorrath, daß sie um so mehr Waaren ausladen, und mit einer um so geringern Fracht sich begnügen konnten. Eben daher waren sie auch mehr, als andre Kaufleute, im Stande, wohlfeile Preise zu machen, und doch ausserordentlich viel zu gewinnen. Vorzüglich einträglich war der Handel mit Gewürznägelein. Um den Werth derselben aber nicht zu tief herabstinken zu lassen, verbrennten sie nicht nur mehr als ein Mahl ältere Vorräthe, sondern sie rotteten auch die Bäume auf allen andern Inseln, ausser Amboina, aus. Sie machten aber in Asien selbst, in Indien,

Chi:

China und Japan, einen größern Absatz, als in Europa. Des indischen Handels wegen erwarben sie sich auf der Küste Malabar einen Landstrich von 15 Stunden in der Länge. Mit ihren Besitzungen wuchs auch ihre Seemacht, wuchs auch ihre Kühnheit, die Niederlassungen der Portugiesen anzugreifen und wegzunehmen. Da wurde manches See- und Landtreffen geliefert, manche Festung erobert. Nachdem sie sich (seit 1612) erst der Insel Amboina bemächtigt hatten, setzten sie sich auch auf Ceylon fest, wo ganze Wälder von Zimmbäumen ihren Handelsgeist reizten. Der König von Candy, der vornehmste Monarch auf Ceylon, bath sie (1630) gegen die Portugiesen und die Nairen (Negern) um Beystand. So bekamen sie die Gelegenheit, die Städte Colombo, Negombo, Puente de Gallo, in ihre Gewalt zu bringen. Auf der Küste Malabar unterwarfen sie sich das Reich Cochin.

Um ihrem Handel eine größere Ausdehnung zu geben, sparten aber die emsigen Holländer weder Gesandtschaften, noch Geschen:



schenke. Sie schlossen mit der Pforte, mit dem Großmogul, mit Persien, Handelsverträge. Die meiste Mühe und Kosten aber verursachte es ihnen, in China und Japan Eingang zu finden.

In China erhebt sich die Familie Ming, die Hong; wu gestiftet hatte, 276 Jahre hindurch auf dem Kaiserthrone \*). Hong; wu, ein warmer Verehrer der Religion, ein für das Wohl seiner Unterthanen zärtlich besorgter Landesvater, ein Gönner der Wissenschaften, hatte (1398) seinen Enkel Kienwenti, zum Nachfolger. Allein der Vatersbruder, Yong; lo, König von Peking, glaubte sein Recht auf den Kaiserthron so gegründet, daß er dasselbe mit Gewalt bezauptete. Sein Neffe wurde (1402) ein Opfer der Flammen, die den kaiserlichen Pallast verzehrten. Yong; lo, in welchem die Herrschsucht die Verwandten; Liebe noch nicht ganz unterdrückt hatte, vergoß über das traurige Schicksal des Kienwenti Thränen, und bestrafte die Minister, die demselben

ben

\*) Theil VII, S. 387.

ben die Besteigung des Thrones angerathen hatten, auf eine sehr unbarmherzige Art. Uebrigens besaß er alle Eigenschaften eines guten Regenten. Hong;wu hatte verordnet, daß vor dem 40sten Jahre niemand in ein Bonzen; Kloster aufgenommen werden sollte. Da dieser Verordnung nun häufig entgegen gehandelt worden war, so jagte er alle die Bonzen, die unter 40 Jahren waren, aus den Klöstern wieder heraus. So vernünftig dachten vor länger als 400 Jahren schon chinesische Kaiser über das Mönchsleben! Man hatte in China chemische Bücher, welche die Kunst, sich unsterblich zu machen, lehren sollten. Diese ließ Yong; lo, als ein Werkzeug des Aberglaubens, verbrennen. Einst brachte man ihm kostbare Steine, die man in der Provinz Schensi entdeckt hatte. Er befahl, die Grube sogleich wieder zuzuworfen, denn er wollte, wie er hinzusetzte, seinen Unterthanen mit der Gewinnung eines Productes, welches einer Hungersnoth nicht abzuhelpfen vermöchte, keine harte Arbeit zuziehen. Er verlegte (1409) seine Residenz nach Nanking, wo schon Hong;wu seinen Wohnsitz gehabt hatte. In Peking

ließ

ließ er seinen Kronprinzen mit einem großen Hofstaate zurück. Um diese Zeit waren die Chineser zur See eben so mächtig, als zu Lande. Ihre Flotten besuchten damahls alle Inseln und Küsten des südlichen Asiens. Sie kamen nach Bengalen, Calcut, Sumatra, Ceylon; sie durchfuhren den persischen Meerbusen; sie drangen bis nach Aden im arabischen Meerbusen vor.

Ein so großer Staat wie der chinesische würde sich, wenigstens im östlichen und südlichen Asien, immer weiter haben ausdehnen können, wenn er mit seinen nördlichen Nachbarn, den Mongolen, nicht schon in einen sehr lebhaften Kampf verwickelt gewesen wäre. Diese vergaßen es nicht so leicht, daß sie ehemahls in China geherrscht hatten; sie blieben vielmehr nach dem Besitze des schönen Landes immer lästern. Die große Mauer setzte ihnen oft wiederholten Angriffen einen viel zu schwachen Damm entgegen. Der Kaiser Jingtong III zog, um sich ihnen furchtbar zu machen, mit einem starken Heere über die große Mauer hinaus. Allein sein Heer gerieth, in den  
mons

mongolischen Steppen, in eine solche Noth, daß sie, (1449) eines nachdrücklichen Widerstandes unfähig, sich schlagen, und den Kaiser gefangen nehmen, lassen mußte. Jungtjong wurde in die entlegenste Gegend der Mongoley gebracht; er kam jedoch wieder in Freyheit, und (1456) auch endlich wieder auf den Thron. Zu den Einfällen der Mongolen kam noch Hungersnoth und Pest, kamen noch schreckliche Erdbeben hinzu, die dem chinesischen Reiche vieltausend Einwohner entzogen, die oft wieder zurückkehrten. Der oft sich ereignete Mangel an Getreide beweiset, daß der Ackerbau noch nicht hinlänglich getrieben wurde, und daß es an Magazinen fehlte! Unter diesen Umständen war es keine Hülfe für das Land, wenn ergiebige Gold- und Silberbergwerke entdeckt wurden. Man ließ sie, nachdem man sie 6 Jahre hindurch gebaut hatte, wieder eingehen. Ein weises Vorurtheil, welches die Menge der Metalle, nach welchen man den Werth aller andern Dinge mißt, zu vermehren verbietet, befiehlt den Chinesern, keine Gold- und Silberbergwerke zu haben.

Unter den Mongolen, die China durch ihre Einfälle beunruhigten, zeichneten sich die Manschehu (Mantschu), die Abkömmlinge der ehemaligen Kin oder Njudschen, aus. Diese machten sich so furchtbar, daß man ihnen (1586) einige Bezirke in der Provinz Leao: tong einräumen mußte. Durch ungerechte Behandlung reizte man sie aber so sehr zu feindseligen Gesinnungen, daß sie endlich (1617) mit einem Heere von 50000 Mann bis in die Provinz Petscheli, bis in die Nähe der Stadt Peking, vordrangen. Sie wurden zwar damahls wieder zurückgeschlagen; aber ihr König Tien: Ming fühlte sich in der Provinz Leao: tong noch immer so mächtig, daß er sich den Titel eines Kaisers von China anmaßte. Zwar wurde er durch Kriegshändel in der Mongoley auf einige Zeit aus Nordchina wieder entfernt; aber er war den Chinesern bald wieder so furchtbar, daß er ihnen bey Lebensstrafe befehlen konnte, sich den Kopf auf die mongolische Art scheeren zu lassen. Viele tausend Chineser opferten aber lieber ihr Leben, als ihre Haare, auf.

China war also jetzt wieder, so wie zur Zeit der Mudschen, in zwey Staaten getheilt. Um dem weitem Vordringen der Mongolen kraftvoll Einhalt zu thun, war ein muthvoller und entschlossener Kaiser nöthig. Hoßtsong besaß alle Tugenden eines Privatmannes, aber gerade nicht diejenigen, die für einen chinesischen Kaiser dieser Zeit unentbehrlich waren. Auswärts von den Mongolen bestürmt, und innerlich mit Empörungen kämpfend, war er unkriegereisch gesinnt, unentschlossen, mißtrauisch gegen seine Minister, war er von dem größten Theile der Unterthanen verachtet. Hätten die Mantchu (seit 1636) nicht einige Zeit eine republikanische Verfassung angenommen, so wäre China noch eher von ihnen unterjocht worden. Litsching, einer der mächtigsten unter den chinesischen Empörern, ein Mensch von niedriger Herkunft, aber von einem viel umfassenden, von List und Bosheit unterstützten Unternehmungsgeist, bemächtigte sich (1644) durch Verrätherey der Stadt Peking. Doch der Oberbefehlshaber in Leaotong rief die Mantchu zu Hülfe,

und diese setzten ihren König Echinti auf den Kaiserthron.

In Japan, wo der Dairi von dem Reichsgenerale seiner Gewalt immer mehr beraubt wurde \*), hatte er (1557) endlich das Schicksal, daß dieser Reichsfeldherr oder Großwesir, Quambofu, Nakhmens Fides schoss, ihm endlich auch noch den kleinen Ueberrest seiner weltlichen Macht entzog, und sich zum weltlichen Souverain, oder Kubo, aufwarf. Doch leistete er demselben, um seine Anmaßung den Augen des gemeinen Volkes zu verbergen, noch die gewöhnliche Huldigung.

Sowohl in Japan, als in China, waren nun die Portugiesen und Spanier, seit ihrer Bekanntschaft mit Südindien, hier und da gelandet, und hatten Missionarien mitgebracht, die einen großen Eifer bewiesen, den Japanern und Chinesern eine Anwartschaft auf den christlichen Himmel zu verschaffen. Unter diesen Missionarien that sich

bes

\*) Zheil VII, S. 353.

besonders der in der Folge zum Heiligen  
 erhobene Franciscus Xavier hervor. In  
 Japan beredete er ziemlich viele, sich taufen  
 zu lassen; in China kam er aber nicht wei-  
 ter, als bis an die Küste; auch starb er  
 (1552) auf einer Insel bey China. In-  
 dessen glückte es doch verschiedenen von sei-  
 nen Schülern, und vornehmlich den Vater  
 Ricci, das unter dem Hong; wu vertilgte  
 Christenthum wieder etwas zu beleben. In  
 Japan, wo das Christenthum noch bereit-  
 williger Eingang fand, und wo der Kubo  
 selbst nicht ganz ungeneigt schien, sich  
 taufen zu lassen, ereignete sich aber eine  
 Revolution. Schefasama, der Vormund des  
 Sideschori, der sich (1611) mit Gewalt auf  
 den Thron des Dairi hinauf drängte, war  
 kein Freund der Christen. Man beschuldigte  
 sie der Absicht, daß sie sich der Stadt Jeddo,  
 und eines Theiles des Staates, bemächti-  
 gen wollen. Die Portugiesen wurden hier-  
 auf verbannt, und da sich ihre christlichen  
 Anhänger (1619) widersetzten, so entstand  
 ein mörderischer bürgerlicher Krieg, in wel-  
 chem auf 60000 Menschen getödtet wur-  
 den. Zu der schrecklichen Ausrottung des  
 päbst:



päpstlichen Christenthumes in Japan soll, wie man erzählt, ein holländischer Handelsfactor, durch Geschenke, Intriquen und untergeschobene Briefe, sehr viel beygetragen haben. Genug, man wollte jetzt in Japan durchaus keine andern Ausländer, als Chineser und Holländer, dulden. Man beruhigte sich indessen mit der Erklärung der Holländer: daß sie keine Christen, sondern Holländer wären, daß sie die holländische Religion hätten. Anfangs hatten sie nur auf der Insel Firando eine Niederlassung. Diese lag ihnen aber von dem Hauptlande zu weit entfernt. Sie erhielten endlich die kleine Insel Desima (Disma), eine Art von Vorgebirge vor dem Hafen von Nagasaki. Der ausschließliche Handel nach Japan, der immer sehr eingeschränkt blieb, kostete den Holländern aber unermessliche Summen, und verursachte ihnen einen lebhaften Kampf mit den mißtrauischen und eifersüchtigen Japanern.

Die unermüdblichen Holländer suchten sich aber auch in Amerika festzusetzen. Hierzu verschaffte ihnen der wieder angefangne Krieg mit

mit Spanien eine günstige Gelegenheit. Dieses näherte sich während der Zeit, daß Hollands Kräfte sich immer schöner entwickelten, seinem Verfall allmählig sichtbar. Zu seinen fleißigsten Bewohnern hatten bisher die Abkömmlinge der Mauren, die Moriscos, gehört. Allein der geizige Erzbischof von Valenza, bezahlte die Pensionen, die ihn päpstliche Befehle auf Kirchen und Schulen der Moriscos, und auf die für dieselben bestimmten Missionen, anzuwenden nöthigten, schon lange mit so lebhaftem Widerwillen, daß er seinen Plan, derselben überhoben zu seyn, endlich durchzusetzen sich vornahm. Dabey unterstützte ihn der Erzbischof von Toledo, der Bruder des Herzogs von Lerma. So wurde es nicht schwer, zur Vertreibung der Moriscos, die königliche Einwilligung zu bekommen. Man beschuldigte sie unter andern, daß sie heimliche Mohamedaner wären, daß sie aufrührerische Gesinnungen hegten, und mit Frankreich (Heinrich IV) heimlich unterhandelten. Das letztre ließ sich wohl schwerlich beweisen. In der königlichen Verordnung, die deswegen (1609 Sept.) an die Stadt Valenza ergieng,

aufs

äusserte man die Besorgniß, daß sie die  
 Grundsätze und Sitten der spanischen Chris-  
 sten verderben würden. Sie sollten daher,  
 bey Lebensstrafe, in Zeit von einem Monas-  
 the, sämmtlich das Land räumen. Vergeblich  
 waren die rührendsten Bitten und Vorstel-  
 lungen derselben, und nur der schreckliche  
 Gedanke, ihr Vaterland, ihr Eigenthum,  
 ihre Wohnsitz verlassen, und der drückend-  
 sten Dürftigkeit sich preis geben zu müssen,  
 konnte sie bewegen, zur Behauptung ihres  
 Besitzes, mit den Waffen in der Hand, noch  
 einen verzweiflungsvollen Versuch zu machen.  
 Doch ohne einen Anführer, ohne einen  
 haltbaren Platz, ohne Kriegskunst, konnten  
 sie kaum Einen Feldzug aushalten. Sie  
 mußten sich also zur traurigen Nothwendig-  
 keit der Auswanderung entschließen. Die  
 unbarmherzigen Erzbischöfe von Valenza und  
 Toledo, wollten von der Befolgung der  
 königlichen Verordnung, auch nicht im unbe-  
 deutendsten Punkte, abgehen. Sie wollten  
 selbst die Kinder unter 5 Jahren nicht ein-  
 mahl ausnehmen. Von Valenza allein muß-  
 ten 56000 solche unglückliche Menschen aus-  
 wandern. Der Adel war über den Verlust  
 seis

seiner fleißigen Pächter und Fabrikanten untröstlich; aber seine Vorstellungen und Bitten konnten da, wo blinder Keckereifer alle andern Betrachtungen überwog, unmöglich Eingang finden. Nachdem der größte Theil dieser Unglücklichen aus Valenza nach Afrika geschafft worden war, traf (im Dec.) die Moriscos in Granada, Murcia, Sevilla eben dieses Schicksal, und im folgenden Jahre (1610) mußten auch diejenigen, die bisher in Aragonien und Catalonien, in Alt- und Neucastilien, in Estremadura und la Mancha gelebt hatten, den Wanderstab ergreifen. Man rechnet, daß Spaniens Einwohner damals um 800000 Köpfe vermindert worden sind, und nach 8 Jahren (1618) mußte der hohe Rath von Castilien es selbst eingestehen, daß Spanien noch nie so volkarm gewesen wäre, daß man überall leere Häuser, leere Städte und Dörfer sehen könne. Dieser gewaltsamen Entfernung der Moriscos ungeachtet, blieb aber dennoch mohrisches Blut in Spanien noch genug übrig. Man hatte viele Kinder der Moriscos zurückbehalten, um sie in der christlichen Religion aufzuziehen. Diese  
 wurde

wurden, als sie zwölf Jahre alt waren, freigelassen.

So wie Spanien, aus unpolitischem Religionseifer, einer großen Menge seiner besten Einwohner sich beraubte, so verwendete es auch die Schätze, die ihm aus Amerika zufließen, auf die deutschen und italienischen Handel, von welchen es wenig oder gar keinen Vortheil hatte. In Italien wurden die Statthalter von Neapel und von Mailand, durch den allgemeinen Haß, dessen Gegenstand der Herzog von Verma war, zu Versuchen, die Unabhängigkeit zu erlangen, aufgefordert. Verma fühlte, daß sein Ansehen immer tiefer sank. Sein Sohn Uzeda ward der Liebling des Königes, mit welchem er in Ansehung der Fähigkeiten und Neigungen sehr viel Aehnlichkeit hatte. Sein Vertrauter, der Mönch Allaga, wurde königlicher Reichswater. Der Prinz von Asturien zog zwar seinen Neffen, den Grafen von Lemos, einen jungen Mann von vorzüglichen Geistesgaben hervor; aber Uzeda und Allaga wußten nicht allein den Lemos, sondern (1618 Oct.) auch den Verma, zu entfernen.

Ver-

Lerma konnte sich, als er vom politischen  
 Schauplatze abtrat, durch die indessen erhal-  
 tene Cardinalswürde trösten. Philipp III  
 überlebte diesen Zeitpunkt nur einige Jahre.  
 Sein Tod (1621 am 15. März) war, wie  
 einige erzählen, eine Folge übertriebener  
 Eriquette. Ein Becken mit glühenden Koh-  
 len (ein Brasserio), durch welches man sich  
 in Spanien gegen die Kälte zu schützen  
 pflegt, fiel ihm durch die große Hitze, die  
 von demselben auf sein Gesicht schlug, sehr  
 beschwerlich, und dennoch hinderte ihn sein  
 spanisches Pflagma, dieses Brasserio zu ent-  
 fernen. Der anwesende Kammerjunker, der  
 Herzog von Alba, wagte es nicht, das  
 Brasserio wegzuschaffen, weil dieser Dienst  
 zu den Verrichtungen des Oberkammerers,  
 des Herzogs von Uzeda, gehörte. Dieser  
 war jedoch gerade abwesend, und man  
 konnte ihn nicht finden. Darüber bekam der  
 König ein Nothlauf, das seinen Tod be-  
 schleunigte.

Philipp IV überließ die Regierung dem  
 Herrn von San Lucar, Grafen von Olivaz  
 rez, der sich durch die Liebshaftern, womit  
 er

er den Kronprinzen versah, den Weg zu seinem Herzen und Vertrauen gebahnt hatte. Uzeda und Alaga wurden sogleich vom Hofe entfernt, und Calderona, nach einem ungerechten Prozesse, hingerichtet. Olivarez wurde nach dem Tode seines Oheims, Balthasars de Zuniga, auch dem Nahmen nach erster Minister. Ehrgeizig und thätig, aber dabey zu rasch, die Folgen zu wenig überdenkend, verwickelte er seinen blos den Vergnügungen sich widmenden Monarchen in auswärtige Handel, die ungeheure Summen kosteten, und die spanische Monarchie immer sichtbarer entkräfteten. Zu diesen Handeln gehört der erneuerte Krieg mit den vereinigten Niederlanden, die Theilnahme an dem dreyßigjährigen Kriege, und an dem mantuanischen Erbstreite.

Der zwölfjährige Stillstand war, vornehmlich von den Holländern, gar nicht pünktlich befolgt worden. Diese hatten, an dem jütischen Erbstreite theilnehmend, nicht nur in Europa gegen die Spanier gefochten, sondern auch in Ostindien den Eroberungskrieg fortgesetzt, und zwey spanische Flotten

geschlagen. Der Erzherzog Albrecht, der sich die Erhaltung des Friedens so sehr zum angelegentlichsten Geschäfte machte, starb (1621 Jul.). Nun war der Ausbruch des erneuerten Krieges unvermeidlich. Jetzt traten aber England und Frankreich, als Spaniens Feinde und Hollands Bundesgesossen, auf.

In England regierte damals Jacob I, der Nachfolger der Elisabeth, dem, als dem Urenkel der Margretha, der ältesten Tochter Heinrichs VII, niemand den Thron streitig machen konnte \*). Aber wie wenig besaß er die Eigenschaften, die ihn hätten würdig machen können, den Thron der Elisabeth zu erben! Nichts weniger, als schön, gebildet, ohne körperlichen Anstand, eitel, ohne jedoch stolz zu seyn, in der Freundschaft gar zu nachgiebig, besaß er überhaupt manche mehr für einen Privatmann, als für einen Regenten passende Tugenden, die jedoch immer  
an

\*) Theil X, S. 412. Als König von Schottland war er Jacob VI, als König von Großbritannien Jacob I.



an das entgegengesetzte Laster gränzten. Bey seinen nicht geringen Fähigkeiten, führte er selten einen Plan mit entschlossener Standhaftigkeit aus. In den Augen der religionseifrigen Engländer aber war es einer seiner größten Fehler, daß er die Katholiken nicht streng genug verfolgte. Dieser Fehler schien ihnen zuerst in der Geschichte der Pulververschwörung recht sichtbar zu werden. Jacob I hatte schon als ein junger Prinz einige Vorliebe für die katholische Religion geäußert, und den Verehrern derselben auch wohl mit reizenden Aussichten geschmeichelt. Als Regent schien er sich aber zur Pflicht zu machen, alle die Religion betreffenden Verordnungen der Elisabeth genau zu befolgen, und von ihren Maßregeln sich nur sehr wenig zu entfernen. Die Katholiken, die sich dadurch in ihren angenehmen Erwartungen getäuscht sahen, warfen nun einen so lebhaften Haß auf den Jacob I, daß sein Untergang zu ihren vornehmsten Wünschen gehörte. Derjenige, der zur Befriedigung dieses Wunsches den ersten Plan entwarf, war Catesby, ein Mann von unternehmendem Geiße. Er entdeckte ihn

(1604)

(1604.) dem Percy, dem Abkömmling einer angesehenen Familie in Northumberland. Nach seinem Plane sollte aber nicht allein Jacob, nebst seiner ganzen Familie, sondern auch das ganze Parlament, vertilgt werden. Das letztere war ja an der Unterdrückung des katholischen Glaubens hauptsächlich Ursache. Catesby, Percy, und ihre wenigen Mitverschwornen, hofften dadurch den Katholicismus wieder herrschend zu machen. Die ganze Parlamentsversammlung sollte nun durch Pulver in die Luft gesprengt werden. Ueber das schreckliche Unglück, das dadurch so vielen Menschen zubereitet werden sollte, empfanden die abergläubisch: frommen Leute nicht die geringste Gewissens: Unruhe. Sie bedauerten nur, daß so viele Katholiken, die, in Jacobs Gefolge, oder als Zuschauer, gegenwärtig seyn würden, das traurige Loos theilen müßten. Doch, die jesuitische Behauptung, daß, der Religion wegen, die Unschuldigen gleich den Schuldigen aufgeopfert werden müßten, schlug alle Bedenklichkeiten nieder, und die Verschwornen, die sich nun als geliebte Werkzeuge des Himmels dachten, waren, in dem

Falle,

Falle, wenn ihr Vorhaben entdeckt werden würde, entschlossen, sich das Leben zu nehmen. Man mietete hierauf in Piercy's Nahmen, ein an den Parlamentspallast stoßendes Haus. Man mietete auch ein Gewölbe unter dem Parlamentspallaste, das zu einem Kohlenmagazine bestimmt gewesen war. Bald hatte man sich durch die drey Ellen dicke Mauer durchgearbeitet. Nun brachte man allmählig 36 Tonnen Pulver in das Gewölbe, die man mit Reisern und Büschen bedeckte. Man ließ die Thüre des Gewölbes dreißt offen stehen. Der geheime Plan blieb fast anderthalb Jahre verborgen. Ein Brief, durch den Montague, ein Katholik, einen seiner Freunde von der Theilnahme an der unglücklichen Parlamentsversammlung zurückzuhalten wünschte, war Ursache, daß das schreckliche Geheimniß zehn Tage vor dem zur Ausführung bestimmten Zeitpunkte (1605 am 5. Nov.) entdeckt wurde. Jacob, oder sein Minister Salisbury, welchen der Brief mitgetheilt wurde, erriethen den Plan. In dem Briefe standen unter andern die Worte: es würde ein großer Schlag geschehen. Jacob, der sich

sich

sich mit der Chemie beschäftigte, rieth sogleich auf Pulver. Man untersuchte hier: auf alle Gewölbe unter dem Parlaments: hause. Fawker, einer der Verschwornen, der sich gewaltig ärgerte, daß er nicht Zeit gehabt hatte, von der Lunte, mit welcher er versehen war, Gebrauch zu machen, weigerte sich standhaft, seine Mitverschworne anzugeben, und bereute blos sein fehlgeschla: genes Vorhaben. Doch die Folter, die man ihm zeigte, preßte ihm endlich das verlangte Geständniß ab. Die Verschwornen entflohen. Sie wurden jedoch von allen Seiten eingeschlossen. Da sie nun, nebst ihren Leuten, nur 80 Mann stark waren, so faßten sie den Entschluß, ihr Leben theuer zu verkaufen. Vorher beichteten sie einander. Doch ihr Pulver fieng Feuer. Das Volk stürzte sich nun über sie her. Catesby und Piercy wurden durch Einen Schuß getödtet. Andre wurden in Verhaft genommen und hingerichtet. Zwey katholische Herren, die sich durch ihr Nichterscheinen im Parlamente verdächtig gemacht hatten, wurden mit Geld: strafen belegt. Der Graf von Northum: berland mußte 30000 Pfund bezahlen, und

Galletti Weltg. 117 Th. U einige

einige Jahre im Gefängnisse sitzen, weil er den Piercy, ohne ihm den gewöhnlichen Eid abzunehmen, unter die im königlichen Solde stehenden Edelleute aufgenommen hatte. Die eifrigen Reformirten unter den Parlamentsgliedern sahen mit gespannter Erwartung demjenigen, was Jacob über diesen Vorfall sagen würde, entgegen, als dieser, zu ihrem großen Aerger, in der Rede, die er an das Parlament hielt, erklärte, daß man die Schuld nicht den Katholiken überhaupt zuschreiben müsse, daß vielmehr nur einige junge Schüler der Jesuiten die Urheber des schrecklichen Planes gewesen wären.

Es war damahls in Europa das Zeitalter der Premierminister. Auch Jacob I ließ sich durch einen solchen beherrschen. Robert Carre, 20 Jahre alt, aus einer angesehenen Familie in Frankreich, von schöner Gesichtsbildung und vielem körperlichen Anstand, durch einige Reisen gebildet, wurde seinem Landsmanne, dem Lord Hay, empfohlen, und dieser war von seinen für einen Premierminister passenden Eigenschaften gleich bey der ersten Bekanntschaft überzeugt.

Jacob

Jacob liebte Jugend, Schönheit, und körperliche Anmuth. Es kam also nur darauf an, seine Aufmerksamkeit auf den artigen Jüngling geschickt hinzulenken. Hay ließ denselben, ohne ihn vorher bey Hof anzumelden, bey einem Turniere dem Könige seinen Schild, und seine Devise, überreichen. Als sich Carre dem Könige näherte, warf ihn sein Pferd ab, und er brach ein Bein. Dieß zog Jacobs Aufmerksamkeit um so stärker an. Er ließ ihn in sein Schloß bringen; er widmete ihm eine besondre Sorgfalt. Der Gedanke, aus dem talentvollen Jüngling einen geschickten Minister zu bilden, schmeichelte seiner Eitelkeit. Und doch soll der Minister; Candidat nicht einmahl die Anfangsgründe der lateinischen Sprache gewußt haben. Aber Jacob behandelte ihn auch wohl wie einen kleinen Schulknaben; er gab ihm die Ruthe. Seine Liebe zu ihm, die man indessen für unschuldig hielt, bewirkte, daß er mit den Fortschritten desselben äußerst zufrieden war. So stieg Carre in kurzer Zeit zum Ritter, zum Vicomte, zum Besizer des Hosenbandordens, zum Mitgliede des geheimen Raths, empor.

Kurz, es ward ihm die Leitung aller Angelegenheiten und Staatsfachen Jacobs zu Theil. Zugleich gelangte er in kurzer Zeit zu einem großen Reichthume. Und doch wußten Salisbury, und die andern weisen Minister, für die Staatsbedürfnisse kaum Geld zu finden!

Carre war durch sein ihn so schnell begünstigendes Glück nicht so verblendet, daß er seine Unwissenheit, seine Unerfahrenheit in den Geschäften, nicht hätte fühlen sollen. Er hatte jedoch an dem Thomas Odenbury einen eben so aufrichtigen als klugen Rathgeber, der ihn vornehmlich auf die Nothwendigkeit eines gefälligen und zuvorkommenden Betragens gegen die Engländer aufmerksam machte. So gelang es dem Carre, die größte Gunst des Königes zu genießen, ohne vom Volke gehaßt zu seyn. Nur an der Liebe scheiterte sein Glück. Jacob erinnerte sich der Familien Howard und Devereour, die, wegen ihrer Ergebenheit für seine Mutter und für ihn, unglücklich geworden waren. Er wünschte sie zu entschädigen. Lady Francisca Howard sollte den Sohn des  
 uns

unglücklichen Essex, den er wieder zu Ehren und Würden erhoben hatte, heyrathen. Die Trauung erfolgte wirklich; aber das siebzehnjährige Mädchen wollte dem Essex die Rechte eines Ehegatten durchaus nicht einräumen. Carre war, durch den Briefstyl seines Freundes Overbury unterstützt, bey der jungen Lady so glücklich gewesen, daß sie nur mit Ihm in einer ehelichen Verbindung leben wollte. Overbury widerrieth jedoch dem Sommerset diese Heyrath völlig. Sommerset war so unvorsichtig, dieses der Francisca zu entdecken. Ihre äusserst gereizte Emsündsamkeit schwor nun demjenigen, der ihr Glück stören wollte, Rache zu. Overbury wurde (1613) auf eine listige Art in den Tower gebracht, und endlich vergiftet. Jacob beförderte die Ehescheidung nun selbst, und Essex willigte ein, sich von einer Gattin zu trennen, die einen andern weit liebenswürdiger fand. Der bisherige Vicomte von Rochester wurde, um seiner Gemahlin auch in Ansehung des Ranges näher zu kommen, zum Grafen von Sommerset erhoben.

Jacobs



Jacobs einsichtsvollster Minister Salisbury war indessen (1612) gestorben. Der Graf von Suffolk, sein Nachfolger, ein Mann von geringer Fähigkeit, und besonders von geringer Beurtheilungskraft, brauchte, um für Jacobs und seines Günstlings Verschwendung Geld herbeizuschaffen, die tadelnswürdigsten Mittel. Man verkaufte Titel und Aemter; man machte eine Anleihe nach der andern, und dennoch war die Staatscasse immer leer. Es mußte ein Parlament zusammenberufen werden. Jacob äusserte bey dieser Gelegenheit despotische Gesinnungen; diese wurden jedoch so stark gefühlt, daß er sich in einer besondern Rede deswegen rechtfertigen mußte.

Doch Sommerset, der ihm solche Gesinnungen einflößte, näherte sich jetzt seinem Sturze. Vom bösen Gewissen gequält, durch die Liebe seiner Lady, und die Gunst seines Königes, nun nicht mehr glücklich, vom jugendlichen Frohsinn verlassen, mürrisch, und immer weniger unterhaltend, machte er dem Jacob bey weitem nicht mehr das Vergnügen, das er ihm ehemahls gewährt hatte.

Dies

Dies benutzten die auf die glänzende Lage Sommersets neidischen Hofleute, um ihn aus derselben herauszubringen. Georg Willers, 21 Jahre alt, von guter Familie, schön, angenehm, eben von Reisen zurückkommend, machte auf den reizbaren Jacob sogleich einen für sich so günstigen Eindruck, daß nur Verstellung ihn noch hinderte, ihn nicht gleich zu seinem Mundschinken zu ernennen. Nun theilte sich der Hof einige Zeit hindurch in zwey Partheyen. Sommerset konnte jedoch seinem Falle nicht mehr entgehen. Ein Apothekerpursch, der den für den unglücklichen Overbury bestimmten Gift zubereitet hatte, sprach in Holland so laut davon, daß es dem englischen Gesandten im Haag nicht unbekannt bleiben konnte. Dieser berichtete es an den Staatssecretär. Jacob ließ die Sache streng untersuchen. Sommerset und seine Gemahlin wurden überwiesen, aber begnadigt; doch kamen sie auf einige Jahre in Verhaft, und verlebten ihre noch übrigen Jahre im einsamen Privatstande. Daß Jacob seinen ehemahligen Günstling so sehr schonte, das war wohl hauptsächlich eine Folge von den Geheimnissen,

nissen,

nissen, die er ihm anvertraut hatte. Williers, sein jetziger Liebling, stieg nun bald bis zum Herzoge von Buckingham, und zum Großadmirale von England, empor. Eine große Menge von seinen dürftigen Verwandten wurden alle versorgt.

Buckingham, seit Sommersets Fall der uneingeschränkste Minister, ohne alle Ministertalente, blos mit den Eigenschaften eines Hofmannes versehen, sich übereilend, unvorsichtig, zu wenig Meister in der Bestellung, hatte auf Jacobs Regierung einen nachtheiligen Einfluß, und verleitete ihn zu Schritten, die den Untergang des stuartischen Hauses vorbereiteten. Zu diesen Schritten gehörte vorzüglich die despotische Art, mit welcher er das Parlament behandelte, gehörten die Unterhandlungen, die dem Prinzen von Wallis eine spanische Braut verschaffen sollten.

Jacob glaubte, und Buckingham konnte oder wollte ihn nicht vom Gegentheile überzeugen, seine königliche Gewalt komme unmittelbar von Gott her, und sie sey  
daher

daher keiner menschlichen Einschränkung unterworfen. Diese Behauptung stimmte mit der Meynung des, von jeher vom Freyheitsgeföhle so sehr durchdrungenen, englischen Publikums so wenig überein, daß im Parlarmente sich ein lebhafter Widerspruch äusserte. Die Mitglieder desselben fiengen damahls an, sich in die Hof- und Landparthey zu theilen. In den vorigen Zeiten, wo die Mitglieder des Parlaments meistens ungebildete Landedelleute waren, konnte ein beliebiger König alles durchsetzen. Die Regierung des Hauses Tudor war regelmäßig, aber die Gewalt des Parlaments befand sich in einem sehr geschwächten Zustande. Die eben so verehrte als kluge Elisabeth durfte, weil man ihr nur Gutes zuwarte, blos nach Willkühr handeln. Jacob, der den zwischen der großen Königin und sich stattfindenden Unterschied zu wenig fühlte, glaubte ihrem Beyspiele folgen zu müssen; allein seine schlechte Staatswirthschaft nöthigte ihn zu oft, von dem Parlament sich abhängig zu machen. Die Puritaner, die ihn für einen heimlichen Katholiken hielten, benutzten seine Verlegenheit, um aus seiner Regierung den ei-

gen;

genmächtigen Charakter allmählig zu vertilgen, und während daß die geistlichen Mitglieder des Parlaments zur Unterwürfigkeit ermahnten, sprachen die Weltlichen von nichts so angelegentlich, als von Freyheit. Die Mitglieder des Unterhauses, die sogenannten Gemeinen, wagten nun (1621) allerley Beschwerden, z. B. über Monopolien. Diese wurden von Jacob gut aufgenommen und bestraft. Selbst der Großiegelbe: wahrer Bacon, der sich hatte bestechen lassen, konnte der Strafe nicht entgehen. Die Gemeinen wurden nun immer dreister. Sie unterstanden sich sogar, in politische Angelegenheiten sich einzumischen. Jacob empfand darüber einen großen Unwillen, den er in einem heftigen Schreiben an den Sprecher des Unterhauses äusserte. Das Unterhaus blieb jedoch bey seinen Forderungen. Den lebhaften Streit, der darüber entstand, endigte Jacob dadurch, daß er das Parlament aufhob, und verschiedene Mitglieder desselben mit Gefängnißstrafe belegte.

Die Vorstellungen des Parlaments waren aber vornehmlich gegen den Frieden mit

Span

Spanien, und gegen eine katholische Braut des Prinzen von Wallis, gerichtet. Die Puritaner konnten es nicht vergessen, daß Philipp II daran gearbeitet hatte, die protestantische Religion in England zu unterdrücken. Sie wollten daher mit Spanien durchaus keinen Frieden haben. Auch schmeichelte der Krieg mit den Besitzern der gold- und silberreichen Länder von Amerika mit der reizenden Aussicht, ihnen entweder diese Länder, oder doch wenigstens mit großen Schätzen beladene Flotten, wegzunehmen. Der berühmte Walter Raleigh, der, seiner vom Publikum bedauerten Geistesgaben ungeachtet, 13 Jahre im Gefängnisse schmachten mußte, verbreitete das Gerücht von einer außerordentlich ergiebigen Goldgrube in Guiana. Jacob ließ sich endlich bereden, ihn zur Eroberung dieser Goldgrube 12 Schiffe anzuvertrauen. Raleigh richtete (1615) seine Fahrt gerade nach dem Orinoko, wo er die Stadt S. Thomas plünderte und anzündete. Darüber führte nun der spanische Hof große Klage, und Raleigh wurde, zum großen Mißvergnügen des Publikums, als ein Hochverräther, zum Tode verurtheilt.

Jacob

Jacob bildete sich ein, sein Kronprinz Karl müßte eine französische oder eine spanische Prinzessin heyrathen. Endlich blieb er bey einer Tochter Philipps III von Spanien stehen, weil er durch diese Verbindung seinem Schwiegersohne, dem pfälzischen Friedrich, einen Dienst zu erweisen hoffte. Für diese Verbindung stimmte auch Buckingham. Um sich mit dem Prinzen Karl, den er durch seinen Stolz beleidigt hatte, wieder auszusöhnen, stellte er sich an dessen Schicksal sehr theilnehmend an, brachte er ihn auf die Idee, selbst nach Spanien zu gehen. Er und Buckingham reiseten (1623 März) mit einem kleinen Gefolge, verkleidet und unbekannt, durch Frankreich. Sie besuchten sogar einen Hofball, wo Karl die Prinzessin Henriette, ein schönes, hüthendes Mädchen, sah, die hernach seine Gemahlin wurde. In Madrid erregte seine Ankunft Erstaunen. Der gutgebaute, sanfte, bescheidne, mäßige und feingestittete Prinz Karl gefiel den Spaniern eben so sehr, als sein Vertrauen auf ihre Rechtschaffenheit, als der romanhafte Anstrich seiner Reise. Um so weniger konnten sie den anmaßlichen, den stolzen Buckingham

ham lebenswürdig finden. Aus Rachsucht gab sich dieser nun alle Mühe, die Heyrath zu hintertreiben. Es glückte ihm, den Prinzen zur Abbrechung der Unterhandlungen zu bereden. Jacob willigte endlich auch ein. Er trat hierauf als Spaniens Feind auf. Hierzu trug die Schlaueit des französischen Ministers Richelieu nicht wenig bey.

---